

---

# Rückkehr nach Reims

---

Didier Eribon

---

edition suhrkamp

---

SV



Hochhäuser, wie sie ab dem Ende der fünfziger und dann massiv in den sechziger und siebziger Jahren entstanden. Durch ihre Dimensionierung behielten diese städtischen Randgebiete einen menschlichen Charakter. Obwohl die Gegend einen schlechten Ruf hatte, obwohl sie einem Armenghetto glich, lebte man dort nicht so schlecht. Bald hatten sich Arbeitertraditionen herausgebildet, institutionalisierte Formen von Arbeiterkultur und -solidarität. Bei einer entsprechenden Veranstaltung, dem *bal populaire* am Samstagabend, lernten sich meine Eltern kennen. Meine Mutter wohnte zu dieser Zeit mit ihrer Mutter und deren Lebensgefährten in einem nahe gelegenen Randbezirk. Wie mein Vater und die gesamte Arbeiterjugend ihrer Generation liebte sie den Samstagsball, einfach weil er ein Anlass zu Zerstreuung und Freude war. Heute findet man solche Feste höchstens noch am oder um den 14. Juli, damals waren sie für die meisten Menschen aus dieser Schicht die einzige Gelegenheit in der Woche, »auszugehen«, Freunde zu treffen, amouröse und vielleicht auch sexuelle Bekanntschaften zu machen. Pärchen fanden und verloren sich, manchmal hatten sie Bestand. Meine Mutter verguckte sich in einen Jungen, der gleich mit ihr schlafen wollte. Sie verweigerte sich. Die Möglichkeit einer unehelichen Schwangerschaft und eines vaterlosen Kindes ängstigte sie. Auf keinen Fall wollte sie ein Kind in die Welt setzen, das ihr eigenes Schicksal, unter dem sie so sehr gelitten hatte, wiederholen müsste. Der Ausersehene ihres Herzens verließ sie für eine andere, und sie lernte meinen Vater kennen. Wirklich verliebt war sie nicht. Sie nahm's pragmatisch (»der oder ein anderer«). Ihr Ziel, endlich unabhängig zu sein, ließ sich nur durch eine Heirat verwirklichen, denn volljährig wurde man damals erst mit einundzwanzig. Letztlich mussten die beiden sogar warten, bis mein Vater dieses Alter erreichte, denn seine Mutter wollte ihn nicht von zu Hause ziehen lassen. Er sollte »seinen Teil« so lange wie möglich »zurückzahlen«. Mein Vater fügte sich. Als sie dann heirateten, war meine Mutter zwanzig Jahre alt.

Mein Vater war zu dieser Zeit, und das schon seit Langem, ein Arbeiter der niedrigsten Kategorie. Drei Monate vor seinem vierzehnten Geburtstag, gleich bei Schulende im Juni, hatte er an dem Ort zu arbeiten begonnen, der die Kulisse und den einzigen Möglichkeitshorizont seines Lebens darstellen sollte: die Fabrik. Sie war für ihn da, er für sie. Sie nahm ihn auf und bald auch seine Geschwister, so wie sie es damals für den gesamten Nachwuchs dieser Gesellschaftsschicht tat und oft auch heute noch tut. Der soziale Determinismus hatte gnadenlos gegriffen. Mein Vater hatte sich dem, was von Geburt an durch die Gesetze und Mechanismen der »sozialen Reproduktion« für ihn vorgesehen war, nicht entziehen können. Mein Vater hat die Schule also so früh wie nur möglich beendet. Etwas anderes wäre für ihn oder seine Eltern auch gar nicht infrage gekommen. In seinem Milieu ging man bis vierzehn zur Schule, weil es Pflicht war, und dann nicht mehr, weil es keine Pflicht mehr war. Der frühzeitige Abgang war alles andere als ein Problem, im Gegenteil. Ich erinnere mich noch, wie sie sich in meiner Familie über

die Ausweitung der Schulpflicht bis zum sechzehnten Lebensjahr aufgeregt haben. »Warum zwingt man die Kinder, in die Schule zu gehen? Sie haben doch keine Lust dazu, sie wollen doch arbeiten!« Fragen zur gesellschaftlichen Verteilung von »Lust« oder »Unlust« am Lernen stellte sich natürlich niemand. Die schulische Selektion basiert oft auf Selbstexklusion und Selbsteliminierung, die Betroffenen reklamieren ihren Ausschluss als Resultat ihrer eigenen Wahlfreiheit. Eine lange Schulzeit ist »nur was für die anderen«, »die es sich leisten können« und die zufälligerweise meistens auch diejenigen sind, die »mehr Lust aufs Lernen« haben. Die Position innerhalb des Klassengefüges hat sehr großen Einfluss darauf, welche Wege als erstrebenswert wahrgenommen werden, von der Einschätzung ihrer Realisierbarkeit ganz zu schweigen. Als ob es zwischen den sozialen Welten gläserne Wände gäbe, die bestimmen, was man im Inneren einer jeden Welt für wünschenswert oder machbar hält, was man werden wollen soll und wollen kann und was nicht. Dass es anderswo anders zugeht, dass andere Leute andere Ziele und Möglichkeiten haben, weiß man sehr wohl, aber dieses Anderswo liegt in einem so unerreichbaren, separaten Universum, dass man sich weder ausgeschlossen noch benachteiligt fühlt, wenn einem der Zugang zu den Selbstverständlichkeiten der anderen verwehrt bleibt. So ist die Welt geordnet, Punkt. Warum, weiß man nicht. Dazu müsste man sich selbst von außen betrachten, bräuchte einen Überblick über das eigene Leben und das Leben der anderen. Um der Logik der Selbstverständlichkeiten zu entkommen und die ungerechte Chancenverteilung zu erkennen, muss man, wie ich es getan habe, die Demarkationslinie überschreiten und von einem Lager ins andere wechseln. Daran hat sich seit meiner Jugend wenig geändert. Die schulische Selektion mag sich heute zeitlich verschoben haben, in ihrer sozialen Struktur ist sie konstant. Deshalb droht jede Soziologie oder Philosophie, die den Standpunkt der »Akteure« mit ihren »Sinnattributionen« in den Mittelpunkt stellt, zur bloßen Mitschrift jener unreflektierten Beziehungen zu werden, die die sozialen Agenten zu ihren eigenen Praktiken und Wünschen unterhalten, zu einer simplen Fortschreibung der Welt, wie sie ist, zu einer Rechtfertigungsideologie der bestehenden Verhältnisse. Nur ein epistemologischer Bruch mit den spontanen Denk- und Selbstwahrnehmungsweisen der Individuen ermöglicht es, die Systematik der sozialen Reproduktion und freiwilligen Selbstexklusion, mit der die Beherrschten ihr Beherrschtwerden sanktionieren, zu verstehen. Das gilt insbesondere im Fall der vorherbestimmt-selbstgewählten Schullaufbahn. Der Zweck gesellschaftlicher Theorien besteht doch gerade darin, von den Handlungs- und Selbsteinschätzungslogiken der Akteure zu abstrahieren, um ihnen kollektive und individuelle Alternativen des Handelns und Wahrnehmens aufzuzeigen, damit sie ihre Rolle in der Welt nicht nur überdenken, sondern vielleicht sogar aktiv umgestalten. Um eine neue Weltsicht zu eröffnen und neue politische Perspektiven anzubieten, muss man als Erstes die internalisierten Wahrnehmungs- und Bedeutungsmuster sowie die soziale Trägheit, die aus ihnen folgt, aufbrechen.

Denn wie früh entscheidet sich das soziale Schicksal! Die Würfel fallen schnell, und wenn man die Verdikte zu begreifen beginnt, sind sie längst ergangen. Von Geburt an tragen wir die Geschichte unserer Familie und unseres Milieus in uns, sind festgelegt durch den Platz, den sie uns zuweisen. Mein Vater konnte den Volksschulabschluss – das höchste der Gefühle für Arbeiterkinder – noch nicht einmal versuchen. Bauern- und Arbeiterkinder schickte man damals bis zum Alter von vierzehn Jahren, nie länger, in die Volksschule, ganz im Gegensatz zu Bürgerkindern, die mit elf aufs Gymnasium kamen. Den einen wurde eine elementare Vorbereitung auf das Alltagsleben und handwerkliche Berufe zuteil (Lesen, Schreiben, Rechnen), den anderen, Privilegierten, die »zweckfreie« Bildung, von der man fürchtete, sie könne die Arbeiterkinder korrumpieren.<sup>15</sup> Obwohl es nur nützliche Grundfertigkeiten bescheinigte (garniert mit ein paar Grundlagen in französischer Geschichte und Geografie: nationalmythologische Eckdaten, die Namensliste der Departements mit ihren »Hauptorten«), war das *certificat d'études primaires*, der Volksschulabschluss, alles andere als selbstverständlich. Sein Erreichen machte die Schüler stolz. Nur die Hälfte aller Prüflinge kam durch, viele versuchten es aber erst gar nicht, weil sie schon vor dem gesetzlich festgeschriebenen Mindestalter mehr oder weniger aus dem Schulbetrieb ausgestiegen waren. Meinem Vater ist es so ergangen. Wenn er in seinem Leben überhaupt jemals etwas im schulischen Sinne »gelernt« hat, dann im Selbststudium, später in Abendkursen, als er sich Hoffnungen auf einen bescheidenen Aufstieg machte. Eine Zeit lang wollte er technischer Zeichner werden. Bald hatte die Wirklichkeit ihn eingeholt. Es fehlte ihm wahrscheinlich an Vorkenntnissen, doch wie schwer muss es außerdem gewesen sein, sich nach langen Arbeitstagen in der Fabrik zu konzentrieren? Er begrub seinen Traum. Einige großformatige karierte Blätter mit Mustern und Grafiken (seine Übungsblätter?) hütete er wie einen Schatz. Manchmal zeigte er sie uns oder betrachtete sie still, bevor er sie wieder in der Schublade seiner verblichenen Hoffnungen verschwinden ließ.

Mein Vater ist nicht nur sein Leben lang Arbeiter geblieben, er war es zeitweise sogar doppelt. Als ich ganz klein war, begann sein Arbeitstag frühmorgens in der einen Fabrik und endete spätabends in der anderen, weil er noch ein paar Stunden auf seinen Lohn draufsatteln musste oder wollte. Meine Mutter half, so gut sie konnte, verdingte sich als Putz- und Waschfrau (für kleines Geld konnte man die Wäsche anderer Leute waschen, eine Waschmaschine hatte damals kaum jemand). Erst 1970, als mein Vater eine Weile arbeitslos war, ging sie in eine Fabrik und blieb auch dort, als mein Vater wieder Arbeit hatte. Erst heute begreife ich, dass sie mir mit ihrem Einsatz Abitur und Studium ermöglicht hat. Auf die Idee, dass auch ich zum Familieneinkommen hätte beitragen können, bin ich damals nicht gekommen. (Oder genauer: Ich habe sie sorgsam verdrängt, denn Andeutungen meiner Mutter gab es genug.) Mein Vater konnte schwadronieren, solange er wollte (»Eine Frau gehört nicht in die Fabrik«). Er musste hinnehmen, dass meine Mutter eine »Arbeiterin« wurde, mit allen negativen Konnotationen. Als

»schnippische Weibsbilder« oder gar »Luder« galten diese Arbeiterinnen: Frauen, die sagten, was sie dachten, und vielleicht auch ins Bett gingen, mit wem sie wollten. Diese bürgerliche Haltung gegenüber arbeitenden und dadurch auch außerhalb des Familienkreises mit Männern verkehrenden Frauen war in der männlichen Arbeiterschaft weit verbreitet. »Emanzipation« war ein Schreckwort, nur äußerst widerwillig gab man die Kontrolle über die eigene Partnerin für einige Stunden am Tag auf. Annie Ernaux sagt von ihrer Mutter, die als Mädchen in einer Fabrik gearbeitet hatte, diese habe größten Wert darauf gelegt, als »Arbeiterin, *aber* anständig« wahrgenommen zu werden. Die bloße Tatsache, »dass sie zusammen mit Männern arbeitete«, habe genügt, »um zu verhindern, dass man sie für das hielt, als was sie unbedingt gelten wollte: für ein ›vorbildliches junges Mädchen‹«. <sup>16</sup> Für ältere Frauen galt das genauso wie für jüngere. Berufstätigkeit war rufschädigend, ganz egal, ob die vermuteten sexuellen Freiheiten tatsächlich genutzt wurden oder nicht. Mein Vater kontrollierte aus Eifersucht nach Schichtende manchmal das Café gegenüber dem Fabriktor. Meine Mutter ging aber nie in dieses Café, und auch in kein anderes. Sie ging einkaufen und kochte zu Hause das Abendessen. Wie alle arbeitenden Frauen war auch sie zu einem doppelten Arbeitstag gezwungen.

Erst viele Jahre später konnte mein Vater einen gewissen sozialen Aufstieg erreichen. Wenn nicht in der gesellschaftlichen, so doch in der betrieblichen Hierarchie: Er war zum Vorarbeiter geworden, nachdem er es schon Jahre zuvor vom Hilfsarbeiter zum »Angelernten« gebracht hatte. Gewissermaßen arbeitete er jetzt nicht mehr selbst, sondern er leitete andere zum Arbeiten an (er führte eine kleine Arbeitsgruppe). Sein neuer Status schmeichelte seinem Selbstwertgefühl und nährte einen naiven Stolz. Ich fand das damals natürlich lächerlich. Ich, der ich noch lange danach vor Scham erröten sollte, wenn ich für irgendeinen offiziellen Vorgang meine Geburtsurkunde vorlegen musste, auf der die Berufe meiner Eltern vermerkt waren (Hilfsarbeiter und Putzfrau), verstand die kolossale Bedeutung nicht, die schon der geringste Statuszugewinn für meine Eltern hatte. In ihren Augen war jede Verbesserung eine große.

Mein Vater hat also von seinem vierzehnten bis zu seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr in der Fabrik gearbeitet, von seinem letzten Schultag bis zu dem Tag, als man ihn ungefragt in Frührente schickte. Meiner Mutter erging es kurz darauf genauso (sie war fünfundfünfzig). Beide wurden von einem System ausgestoßen, das sie ein Leben lang schamlos ausgebeutet hatte. Mein Vater verzweifelte angesichts der verordneten Untätigkeit, meine Mutter war ganz glücklich, einen peinvollen Arbeitsort verlassen zu haben. Wie peinvoll, kann man sich als Außenstehender wohl kaum vorstellen. Der Lärm, die Hitze, die täglich stumpf zu wiederholenden Bewegungen, das zerrieb auf Dauer den robustesten Organismus. Abgeschafft waren die beiden und müde. Aber meine Mutter

hatte nicht lange genug eingezahlt, ihre Arbeit als Putzfrau war nicht immer angemeldet gewesen. Ihre Rente war schmal, das Haushaltseinkommen sank erheblich. Meine Eltern richteten sich trotzdem in ihrem neuen Leben ein. Unternahmen ein paar Pauschalreisen mit der Betriebsreisegruppe der Fabrik. Ein Wochenende in London, eine Woche in Spanien oder in der Türkei ... Sie liebten sich nicht mehr als vorher, hatten aber einen Modus Vivendi gefunden, waren aufeinander abgestimmt und wussten, dass erst der Tod sie scheiden würde.

Mein Vater war ein Heimwerker und auf seine Fähigkeiten in diesem Bereich, wie überhaupt auf jede Form manueller Arbeit, ziemlich stolz. Er blühte dabei auf und steckte fast seine gesamte Freizeit hinein. Für die Oberstufe des Gymnasiums baute er mir aus einem alten Tisch einen Schreibtisch. In der Wohnung installierte er Schränke und Möbel und hielt alles peinlich genau in Schuss. Ich wusste mit meinen zehn Fingern nichts anzufangen. In diese gewollte Unfähigkeit (natürlich hätte ich etwas von ihm lernen können) investierte ich mein ganzes Verlangen, anders als er zu sein, das gesellschaftliche Gegenteil von ihm zu werden. Erst viel später sollte ich entdecken, dass auch manche Intellektuelle mit Hingabe handwerklich arbeiten. Die Liebe zu Büchern, das Schreiben und Lesen von Büchern schließen praktische Tätigkeiten nicht aus. Diese Erkenntnis ließ einen sorgsam konstruierten Teil meiner Persönlichkeit kollabieren. Was ich so lange als fundamentale, klassenbedingte Opposition wahrgenommen hatte (Bücher vs. manuelle Arbeit), war bestenfalls für mich selbst und meine eigene Geschichte konstitutiv gewesen. Ähnlich erging es mir beim Sport. Ich konnte kaum glauben, dass manche meiner Freunde sich leidenschaftlich Sport im Fernsehen ansahen. Es widersprach Überzeugungen, die sich mir mit aller Gewalt eingeprägt hatten. Die Abscheu vor genau solchen Fernsehenden war für mich ein Meilenstein auf dem Weg zum Intellektuellen gewesen. Die Kultur des Sports, Sport als alleiniges Interessensgebiet (der Männer natürlich, für Frauen gab es Klatsch und Tratsch), darauf hatte ich verächtlich und von sehr weit oben herabgesehen. Die Trennwände, mit denen ich mein Selbst gebaut hatte, ließen sich nur sehr langsam dekonstruieren. Es dauerte, bis ich Dinge, die ich einmal radikal aus meiner Welt entfernt hatte, wieder zu einem Teil meines Denk- und Lebenshorizonts machte.

Als wir klein waren, fuhren unsere Eltern Moped und transportierten uns mit speziellen Kindersitzen auf dem Gepäckträger. Das konnte auch gefährlich werden. Als mein Vater einmal in einer Schotterkurve wegrutschte, brach sich mein Bruder ein Bein. 1963 machten sie schließlich beide den Führerschein und kauften sich einen Gebrauchtwagen (einen schwarzen Simca Aronde, man sieht ihn auf mehreren Fotos mit mir, die mir meine Mutter gegeben hat; ich muss zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein). Meine Mutter bestand die Prüfung noch vor meinem Vater, der deshalb sogleich ohne